

Das Lernen lernen: Was es ist und wie Schüler es lernen

Rüdiger Iwan

Einmal lernen muss doch reichen ...

Es war einmal und ist schon lange her: eine Szene aus den ersten Jahren meines Lehrerdaseins. An sich nichts Aufregendes. Ein Rückblick nur mit seinerzeit frisch gebackenen Abiturienten auf ihre zu jenem Zeitpunkt eben erst zu Ende gegangene Schulzeit. Das Abitur hatte ich bis dahin noch nicht abnehmen dürfen, doch wollte ich schon mal die Luft schnuppern, von der ich bislang nur so viel wusste, dass sie dort oben recht dünn zu werden pflegte. Welche Erfahrungen hatten sie gemacht? Die Frage veranlasste manchen Teilnehmer, den eigenen Blick nicht nur über das letzte, sondern auch die vielen Schuljahre zuvor schweifen zu lassen. Dabei waren alle erfolgreich und nicht unzufrieden mit sich und ihrer Schulzeit. Nur eines fiel ihnen schließlich dann doch auf: Bei allem, was sie erlebt hatten, geruhsam gelernt in den zwölf Jahren der Waldorfschulzeit, gepaukt im dreizehnten in der »Presse« zum Abitur – das Lernen gelernt hatten sie bei alledem nicht!

Wie das? War das nicht einmal Lernen zuviel? Hatten doch eben alle das Abitur erfolgreich absolviert, zu diesem Zwecke zwar der eine mehr, der andere weniger, doch alle irgendwie lernen müssen? Wie sollten sie da, wenn sie es doch erfolgreich praktiziert hatten, das Lernen nicht gelernt haben? Und – war der Inhalt der Aussage schon irritierend genug – so schien ihr fordernder Charakter die übrige Schulzeit gleich mit in Frage zu stellen. Nicht genug, niemand um mich herum schien diese Irritation mit mir teilen zu wollen und also zu mildern. *Ich* wusste mit diesem unerwünscht weiteren Anspruch nicht umzugehen, *alle* anderen hatten damit scheinbar kein Problem. Insbesondere die erfahrenen Kollegen nickten es verständnisvoll ab. Also war ich der einzige, der es mal wieder nicht blickte. Und so blieb mir nur eine Blöße mehr zu bedecken übrig.

Reichte es am Ende etwa nicht zu lernen? Musste man noch, vielleicht gar gleichzeitig, wissen, wie einem, wenn man es denn tat, dabei geschah? Wie man selbst, während man es ausübte, dieses Geschehen bewerkstelligte? Bräuchte man dafür etwa einen Kopf über dem Kopf?

Damals kam ich zu keinem befriedigenden Ergebnis, heute glaube ich etwas von der Sache zu verstehen. Ziemlich lange hat es gedauert, bis ich mich wirklich mit dieser Frage nach dem Lernen des Lernens auseinanderzusetzen begann. Zu lange war ich überzeugt davon, dass es genügen müsste, einen interessanten Unterricht zu geben. Doch das Lernen lernen ist kein Abfallprodukt eines möglicherweise gut geführten Unterrichts.

Die Kunst des freien Sprechens

Seit Jahren schon habe ich in der elften Klasse viel Zeit für das von mir so genannte »Erlernen des freien Sprechens« investiert. Die Epoche, die laut Lehrplan im »Schatten« des Parzival steht und der Intensivierung seiner wesentlichen Motive dient, hatte ich stattdessen vorgezogen und für Rhetoriktraining reserviert. Nichts schien mir förderlicher für die Weckung der inneren Aktivität der Schüler, als wenn jeder einzelne sich durch eigenes Üben selbst als sein Aufwecker versuchte, nichts den sicheren Grund für die werdende Persönlichkeit besser zu bilden, als wenn er sich durch Unsicherheit, Hemmung und Black-out dorthin vorarbeitete.

Und so haben wir denn geübt! Oft gelacht und uns nicht minder gefreut über die Originale, die sich selbst in diesen Stunden und Wochen – zur nicht geringen Überraschung aller – aus den eigenen Reihen zu Tage förderten. Eines aber hatte ich dabei versäumt, wohl als Spätfolge jener Irritation, die ich einst als Grünschnabel meiner frühen Jahre erlitten hatte: dieses Üben als Chance zu nutzen, mit dem lang gehegten Versäumnis aufzuräumen – und das Lernen erlernbar zu machen.

Dieses Mal aber sollte es anders werden.

Aus einer üppigen Anzahl kurzer und kürzester Zeitungsartikel humorigen, bisweilen skurrilen Inhaltes hatte jeder »Kursteilnehmer« sich den seinen herauszupicken. Eine Kostprobe:

Frau wird zur Furie

Nürnberg. Bei einem Ehestreit ist eine 27-jährige Frau derart in Rage geraten, dass sie einen Stöckelschuh auszog und mit dem spitzen Absatz kräftig zuschlug – auf die vermutlich empfindlichste Stelle ihres Ehemannes: das teure Auto. Allein das Dach des Mercedes blieb verschont. Wohl deswegen, wie die Polizei meint, weil die Frau zu klein war, um das Dach zu erreichen. – AP

Ein solcher und viele weitere »Favoriten« hatten nun für einige Wochen als alleinige Arbeitsgrundlage herzuhalten. In einer Abfolge von fünf aufeinander aufbauenden Übungen – vom einfachen Vorlesen des Artikels (mit Blickkontakt zum Publikum) bis zur Leitung eines Disputes (auf der Grundlage einer aus dem Artikel abgeleiteten Streitfrage) – waren alle nötigen Zwischenstufen darin enthalten, die der allmählichen Entfernung der inneren Leitseile und dem gleichzeitigen Trittfassen beim Aufstieg in die Gefilde freieren Sprechens dienten. Das entscheidende Novum aber bildeten die Auswertungsrunden.

Das spontane Quittieren mit einem Gut-oder-Schlecht war nicht gefragt. Vielmehr sollte beschrieben werden, was man zuvor durch die eigene »Brille« hatte wahrnehmen können. Bei der bereits erwähnten Einstiegsübung »Lesen mit Blickkontakt« war es eben, und scheinbar einfach zunächst, die Frage nach dem Blickkontakt, die den Beobachter leiten sollte. So ging es um Beobachtung und Beschreibung. Erst im Anschluss an die Rekonstruktion des Geleisteten sollten Hinweise erfolgen, woran der Mitschüler weiter arbeiten, worauf er beim nächsten Mal seine Aufmerksamkeit im Lernprozess richten könnte. Also Tipps! Wenn Bewertung, dann konstruktiv und förderlich, im »Vorwärtsgang« gegeben!

Und das soll gelungen sein? Dieses nachträgliche In-Worte-Bringen dessen, worauf man zuvor seinen Blick zu konzentrieren versuchte? Dieses elegante Umgehen des instinktiv auf-schießenden Urteils zwischen »super« und »blöd«? Zugunsten eines förderlich wirkenden Impulses? Durchaus! Aber natürlich nicht immer! Verletzungen durch vorschnelles Urteilen



Foto: Charlotte Fischer

waren – allen »Vorsichtsmaßregeln« zum Trotz – unvermeidlich. Kamen sie vor, versuchte ich sie besprechbar zu machen; zum Anlass zu nehmen insbesondere für die Erörterung der Frage, was denn die Qualität förderlicher Bewertung eigentlich sei. Ein Übriges sollte der Rollentausch bewirken, der Umstand, dass jeder Beteiligte abwechselnd in den doppelten Genuss kam, zu »bewerten« und »bewertet« zu werden.

Und dann meldeten sie sich zu Wort: Schülerinnen, die nach der Stunde zu mir kamen. Ihr Interesse war offensichtlich so stark, dass es die sonst so einschneidende Wirkung der Pausenglocke übertönte: »Das müssen wir schaffen, unbedingt!« »Die Übungen?« »Die auch!« Doch mehr als diese noch beharrten die jungen Damen vor mir auf unserer Form wechselseitiger Bewertung. »So müssen wir miteinander ins Gespräch kommen. Über die Sache und unter uns! – Und fürs Leben. Unbedingt!«

Und so führten wir denn dieses neuartige Gespräch im Gespräch. Zunächst jeder für sich in Auseinandersetzung mit den Anforderungen aus der Sache. Die Frage: Was macht die Übung mit mir, was mache ich aus der Übung? diente als Leitfrage und sollte den Blick nach innen wie außen öffnen helfen. Hinzu kamen die »fremden« Blicke aus den Reihen bekannter Mitschüler. Sie luden die Situation auf mit zusätzlicher Energie und steigerten die Möglichkeiten einer Begegnung des Einzelnen mit seinem eigenen Lernen. Zuallererst im mündlichen Dialog. Anschließend immer auch in der Verschriftlichung.

Dem Lernen auf die Spur kommen

Im Folgenden versuche ich exemplarisch und schrittweise im Gespräch Einblick zu geben in das Lernhandeln einer Schülerin. Einer jungen Dame, der unser ganzes Üben bei Leibe nicht lag. Einer »Kämpfernatur« allerdings, die auf Schwierigkeiten nicht mit eleganten Ausweichmanövern antwortet und gerade deshalb auf der wesentlichen Seite des Lernens Fuß gefasst hat.

Christiane

»Diese Übung (den Artikel anhand einiger Stichworte frei wiederzugeben, R.I.) fiel mir besonders schwer, weil ich nicht frei sprechen kann, aber die Übungen sind ja dazu da,

dass man das lernt. Ich habe mich dann zu Hause vorbereitet, indem ich mir überlegt habe, was ich sagen könnte, habe mir das aufgeschrieben und habe den Vortrag laut vor mich hin gesprochen, allerdings nicht so, wie ich ihn mir aufgeschrieben habe (...)«

Soweit packt Christiane tatkräftig ihr Problem (nicht frei sprechen zu können) an. Sie bereitet sich vor und übt zu Hause. Und zwar, wie sie betont, ganz im Sinne der Übungsanforderung. Sie macht sich Notizen (wohl Stichworte) und erlernt das freie Sprechen.

Christiane

»Ich habe den Wortlaut nicht auswendig gelernt, was die Jury mir jedoch nach meinem Vortrag in der Rückmeldung mitteilte. Es ist natürlich klar, dass gewisse Satzteile hängen bleiben (...) So glaube ich auch, dass mein Vortrag ein so abruptes Ende hatte, weil ich ein Wort in einem anderen Zusammenhang erwähnte, als ich ursprünglich wollte. Dadurch kam ich total aus dem Konzept.«

Wenn ich Christiane hier richtig verstehe, wird ihr mit Beschreibung ihres totalen Black-outs gleichzeitig auch bewusst, dass sie noch zu stark am Wortlaut ihres Artikels klebte. Hatte doch ein einziges »falsch« gesetztes Wort den völligen Kontrollverlust über alle möglichen weiteren Worte zur Folge. Sie konstatiert die völlige Paralyse. Ein deutliches Zeichen noch fehlender »Freiheit«. Wie nun geht sie damit um?

Christiane

»Das war aber eine wichtige Erfahrung für mich, denn bei den beiden darauf folgenden Übungsstufen überlegte ich mir vorher nicht mehr, was ich sagen könnte, sondern überließ meine Redegewandtheit dem Zufall. Nach diesem abrupten Ende konnte es ja nicht mehr schlimmer kommen.«

Nach überstandenem Super-GAU zieht sie die »Notbremse«, indem sie beschließt, »locker« zu lassen. Wie schon zu Beginn der Reflexion wird auch hier deutlich, dass Christiane über die »Fähigkeit des strategischen Umgangs mit sich selbst in Auseinandersetzung mit äußeren Anforderungen« verfügt. Dabei arbeitet sie energisch an erkannten »Schwachstellen«. Und lotet in Bezug auf sich und die Gemeinschaft auch die soziale Seite ihres Lernens aus.

Christiane

»Ich fühlte mich oft unter Druck, es so gut zu machen wie die anderen. Denn ich habe immer das Gefühl, dass, wenn ich z.B. in der Klasse etwas sage oder ein Referat halte, sich viele Mitschüler innerlich über mich lustig machen. Doch mittlerweile ist es in den Fachstunden dank der Übungen nicht mehr so schlimm. Das habe ich vielleicht auch dem Black-out bei der dritten Übung zu verdanken.«

Das Black-out ermöglicht also einen Zuwachs an Souveränität, mit derlei peinlichen Situationen besser umgehen zu lernen. Die besondere Fähigkeit, die sich hier ankündigt, besteht darin, nicht »alles« von den Umständen zu erwarten (und die nötige Änderung allein

*Nicht von Emotionen beherrscht werden,
sondern führen lernen – zum Beispiel im
Theaterspiel*

den Mitschülern abzufordern), sondern gleichzeitig auch den »Ich-Punkt« zu suchen, von dem aus allein Standfestigkeit zu gewinnen ist. Und der wäre wo zu finden? Wohl im »Black-out«, im Nullpunkt eben! – Auch darüber muss ich unbedingt mit ihr reden. Überhaupt! Ein beiderseitiges Entgegenkommen dieser Art ist wie der Beginn eines neuen, vielversprechenden Dialoges: über das Lernen lernen eben.

Der Fähigkeitenbildung zusehen

So habe ich mich in der Klasse selbst überflüssig gemacht. Wurde von den Beobachtern aus den eigenen Reihen zunächst und zu Recht moniert, dass die meisten Schüler in den Anfangsübungen ihren Blickkontakt mit dem Publikum einzig auf den Punkt fixierten,

an dem der Lehrer im Publikum saß, entwickelten sich Stunden daraus, in denen ich mich, beinahe unbeachtet, inmitten der Schülerschar befand. Mitspielen durfte ich freilich! Und zusehen, wie sich Schülerinnen und Schüler ihre Selbstbefähigung zum Lernen erwarben. Ein Gefühl überkam mich dabei in einer Reihe von Sternstunden, schlicht und stark. Es kehrte zurück aus frühen Jahren und traf mich intensiver und klarer noch als dazumal: Es ist ein Glück unter diesen jungen Menschen zu sein und die Zukunft zu erleben, die sich in ihnen ankündigt. Die Schlüssel zu diesem Erlebnis tragen so abstrakte Namen wie Reflexion und Auswertung. Wer sich ihre Wirklichkeit erschließt, befähigt sich dazu, sie den folgenden Generationen zu eröffnen, statt sie ihnen, wie in der Institution Schule üblich, zu verbauen. – Wie oft habe ich in den letzten Jahren gehört, »ach«, Schüler wollten nur wie Eltern auch Noten und seien auf die Ergebnisse ihres Arbeitens fixiert. Im Gleichmarsch unterwegs zu Abschlussprüfungen und dem immer hohler werdenden Versprechen einer zukünftigen Zuweisung zu Aufstieg und Arbeitsplatz! Die Zwänge aber, die wir dabei lautstark von außen zu vernehmen glauben, sind solche, die wir bei stillerer Beschäftigung im eigenen Innern wahrnehmen würden und aufheben lernten ... Klar, dass wir die ersten sind, die ihrem eigenen Lernen begegnen müssen!

Zum Autor: Rüdiger Iwan, Jahrgang 1955, unterrichtet als Oberstufenlehrer in Schwäbisch Hall Deutsch, Geschichte und Schauspiel; berät Schulen bei der Entwicklung neuer Oberstufenkonzepte. Geschäftsführer der *perpetuum novile gemeinnützige Schulprojekt GmbH*.



Foto: Charlotte Fischer